

Stürme.

Roman von Ludwig Habicht.

1.

In dem hohen Erkerzimmer eines alten Schlosses sah eine schlanke, zarte Frauengestalt und blühte die Hände in dem Schooß gelegt, auf die Landschaft.

Es begann da unten wieder zu regnen und zu knospen. Nach langer, schwerer Winterzeit war der Frühling endlich hereingebrochen — und wie ein Frühling!

Die hülle, blaue Frau glaubte noch niemals einen solchen Reiz genossen zu haben — denn die furchtbare Zeit, die auf ihr und auf unendlich vielen schwer gelagert, war glücklich vorüber; — sie alle brauchten nicht länger täglich und stündlich sich abzumühen um das Leben der Thieren, die dort so lange vor dem Feinde gestanden hatten.

Es war endlich wieder Frieden! — aber wieviel Tausende waren im blutigen Kampfe gefallen und lagen still gebettet in fremder Erde! . . .

Das Mutterherz der still sinnend vor sich hinstehenden Frau schloß auf sich bei Gedanken, daß ihr jede schwere Prüfung erpart worden, daß sie die Thieren wiederherstellen werde, heil und unversehrt, wie durch ein Wunder gescheit, obwohl ihre beiden Söhne nur so oft im düsternen Regen gestanden und mit dem Wagemuth der Jugend jeder Gefahr getroßt hatten.

Welch ein Frieden ringsum! . . . ja, es war, als ob der Frühling noch einmal so sonnig und glückselig durch die Lande gezogen und durch die Berge . . . War doch das alte, deutsche Reich, von dem man so viel geträumt und gesungen, in all seiner Herrlichkeit wiedererstand! — Wie lau und lind die Luft! . . . und der vor sich hinträumende Frau war es, als ob dieser Frühlingsschau ihr ein Bild der eigenen Jugend zurückbrächte; — sie athmete in vollen Zügen den Wohlgeruch ein, den die blühenden Sträucher und Büsche des Parks bis zu ihr hinaufstiegen.

Es war ein doppeltes Fest, das man feiern wollte: denn nicht nur die Söhne lebten glücklich und wohlhabend zurück, auch noch ein anderer, besser Leben ihr fast ebenso theuer gewesen war, fand sich morgen hier ein. Das Herz der Tochter hatte nicht wenig um den Mann gefort, den ebenfalls die Pflicht in den Kienkamps gerufen hatte, und der vor einiger Zeit, von schwerer Verwundung geheilt, heimgekehrt war.

Nun sollte morgen, mit dem Wiedersehen der Söhne, die Verlobung der beiden Liebenden gefeiert werden, deren Herzen während der langen Trennung sich noch inniger verschmolzen hatten.

Ohne den Krieg und dessen glücklichen Ausgang wären die beiden wohl nicht an das ersehnte Ziel gekommen. Gerade der furchtbare Sturm, der über die Welt tosen dahingebrochen, hatte hier mit einem Schlage die Hindernisse hinweggeräumt, die den Liebenden so lange im Wege gestanden.

Wie jetzt die Mutter über die jüngste Vergangenheit nachdachte, wurde sie von der wunderlichen Vertreibung des Schicksals selbst berührt.

Baronin Ehrenfels war stets überzeugt gewesen, daß ihrer Jrmgard nichts anderes übrig bleiben würde, als auf die Verwirklichung ihres Jugendtraumes auf immer zu verzichten.

Der älteste Sohn ihres Nachbarn, der junge Graf Brebow, hatte für ihre kaum sechzehnjährige Jrmgard eine feine, innige Liebe gefaßt, seine Gefühle waren auch von der Baronin erwidert worden; aber da gab es jemand, der bisher nicht zu bewegen gewesen war, in die Verbindung der jungen Leute zu willigen: denn der Vater des Grafen Ruet hatte bis zur jüngsten Zeit seinen bitteren Groll bewahrt, der gegen die Ehrenfels im Herzen lag.

Vor jetzt zwanzig Jahren war der junge Baron des Grafen Brebow von dem ältesten Bruder ihres Gatten, dem damaligen Majorats Herrn, im Duell erschossen worden und selbst hatte der Graf diesen Verbrechen mit den Ehrenfels streng verurtheilt und es schließlich doch nicht hindern können, daß sein ältester Sohn an die Tochter des verhassten Nachbarn sein Herz verlor. Baronin Ehrenfels hatte freilich diesen unaussprechlichen Groll niemals begriffen können. — Welche Schicksale trugen ihr Gatte und die Seinen an dem unglücklichen Ausgang des Duells! — Sie waren in alle daran, nicht im mindesten betroffen gewesen, ja, sie hatten zu jener Zeit in einer anderen Provinz gelebt und waren erst nach der Flucht des damaligen Majorats Herrn auf Schloss Ehrenfels übergesiedelt.

Die Baronin erinnerte sich, obwohl so viele Jahre darüber hingegangen, noch heut der Stunde, als damals ihr Schwager mit den Worten in ihr Zimmer geklopft war: „Ich habe den Grafen Wolbrecht Brebow im Duell erschossen, und ich flüchte lieber nach Amerika, als daß ich mich inpeinern lasse, denn ich könnte es nicht einen Tag als Gefangener aushalten. Du bist von heute an Majorats Herr, von Amerika aus schick ich dir meinen Bericht,“ hatte er sich zu seinem Bruder gewendet, und dann war er schon wieder, nach kurzem Abschied verschwinden.

Der Schwager hatte glücklich Amerika erreicht und bald darauf die Urkunde über den Verzicht auf das Majorat eingeholt.

Wegen seines unglücklichen Duells

war dann Baron Heinrich von Ehrenfels in contumaciam zu zwei Jahren Festung verurtheilt worden, und er hatte dem Bruder geschrieben: „Zwei Jahre der Freiheit bewahrt, die mir stets theurer als das Leben war, und die ich hier, in dem freien Lande, noch höher schätzen gelernt habe! Deutschland sieht mich niemals wieder!“ — Und er war wirklich in den verflochtenen zwanzig Jahren nicht mehr zurückgekehrt, ja er hatte in der letzten Zeit gar nichts mehr von sich hören lassen. Man mußte nur soviel von ihm, daß er sich dort verheiratet und einen Sohn habe und daß er dann mit dem Seinen noch weiter nach Westen gegangen sei, er sollte dort sein Glück gemacht haben; aber direkt hatte man über seine Verhältnisse nichts erfahren.

Graf Brebow atollte nicht nur darüber, daß ihm der Bruder erschossen worden; er konnte es auch dem Baron Ehrenfels nicht verzeihen, daß derselbe die Flucht ergriffen hatte. Wenn Heinrich seine schwere Schuld durch die ihm auferlegte Strafe abgebußt hätte, würde ich mich eher mit ihm ausgesöhnt haben; aber diese feige Flucht finde ich erbärmlich und eines Edelmannes unwürdig,“ war seine Erklärung.

Für den unbändigen Freiheitsfinn des Barons, der lieber auf sein Majorat und auf all seine Besitztümer verzichtete, als sich auf längere Zeit einsperren zu lassen, hatte Graf Brebow kein Verstandnis, ja, er übertrug den Groll gegen den „Mörder“ seines Bruders, wie er Heinrich nannte, auf dessen ganze Familie, und als nach der Flucht des ältesten Ehrenfels ihr Gatte das Majorat angetreten und sich hier auf dem Schloss seiner Väter niedergelassen hatte, war es unmöglich gewesen, mit dem gräflichen Nachbar in einen freundschaftlichen Verkehr zu kommen. Graf Brebow hatte jeden Annäherungsversuch schroff und kühl zurückgewiesen. Und gerade die hohe Schranke, die der alte Graf zwischen ihnen aufgeführt, mochte die jungen Leute gereizt haben, sie zu überwinden. Sie hatten Gelegenheit gefunden, sich zu sehen, zu sprechen, und bald war in beider Herzen eine innige, unaussprechliche Liebe erwacht, die freilich hoffnungslos genannt werden mußte.

Da brach, wie aus heiterem Himmel, das furchtbare Kriegsumwölke nieder, nicht nur ihre beiden Söhne, sondern auch der Vater, der sich in den Kampf, auf den Graf Brebow nicht eingewilligt, sofort wieder in die Arme einzutreten, obwohl er kurz vorher, auf Wunsch des Vaters, seinen Abschied genommen hatte. Schon nach den ersten verhängnisvollen Tagen kam die Schreckenskunde, daß Kurt den Todestritt bei Mars la Tour mitgemacht habe und schwer verwundet worden sei. Nun hatte Jrmgard sich durch nichts zurückhalten lassen; sie wäre ganz allein auf den Kriegsschauplatz geeilt, um den Geliebten zu pflegen, wenn sich nicht der Vater entschlossen hätte, seine Tochter zu begleiten.

Unter vielen Mühen und Beschwerden war es beiden gelungen, das Lazareth zu entdecken, in das der Verwundete gebracht worden, und der mühtigen und tapferen Jungfrau war es wirklich geglückt, dem Tode noch einmal das sichere Opfer zu entreißen. Selbst die Ärzte hatten zugehört, daß ohne Jrmgards hingebende und nie ermüdete Pflege der Graf verloren gewesen wäre. Wie schlug das Mutterherz der Baronin höher, wenn sie an die Heldenthat ihres Kindes dachte.

Diese alles verfassende Liebe hatte auch den alten Grafen besiegt; er fand nicht mehr den Muth, dem Herzenswunsche seines Sohnes entgegenzutreten, und morgen sollte die Verlobung des jungen Paares gefeiert werden. Die Baronin empfand über diese unerwartete Wendung des Geschicks die reinste und seltsame Befriedigung; denn sie kannte nur zu gut die Tochter; sie wußte, daß derselbe kein Glück mehr erblickt wäre, wenn sie endlich doch auf den Mann verzichtet gemüth hätte, dem ihr ganzes Herz gehörte.

Wie die Baronin nach der jüngsten Vergangenheit nachdachte, schlangen sich plötzlich zwei Arme um ihren Hals und eine wohlklingende Stimme fragte: „Mutter, was fehlt dir? Warum bist du so traurig? Ich ein paar tiefe, blaue, sanfte Augen ruhen forschend auf dem Antlitz der Baronin.

„Rein, Rein, wo denkst du hin? Ich bin glücklich, unendlich glücklich; denn es ist ja alles viel besser gekommen, als wir zu hoffen gewagt hatten.“

„Das ist wohl wahr und doch, soll ich dir's gestehen, liebe Mutter? In meinem Herzen ist eine Unruhe, als müßte es ganz unerwartet irgend ein Unheil treffen und all' unsere Hoffnungen zu schanden machen.“

„Das ist die jugendliche Furcht vor dem nahen Glück,“ entgegnete die Baronin lächelnd, und sie trich lieblosend über das blonde Haar der Tochter. „Die Wendung zum Guten ist doch für uns alle zu unerwartet gekommen.“

„Wielleicht hast du recht. Haben die Alten nicht immer ein zu großes Glück gewünscht? und ist nicht wirklich das Glück zu groß, das mir zu theil werden soll?“

morgen etwas recht Schlimmes und nicht den herrlichsten Festtag zu erwarten hätten.“

„Du kennst ihn ja; er hat es verlernt, seines Lebens froh zu werden,“ und die Baronin ließ einen leisen Seufzer aus. Sollte doch die trübe Gemüthsstimmung des so vortrefflichen Mannes auch auf die seinen schweren Druck ausgeübt und sie endlich des glücklichen Frohsinns beraubt, den sie vor vielen Jahren aus ihrer schönen Heimath nach hier gebracht.

Ihr Gatte war nicht im Schloss seiner Väter aufgewachsen. Eine am Rhein lebende Tante hatte ihn schon als Kind zu sich genommen und erzogen. Der alte Baron war gern damit einverstanden gewesen, sah er doch durch auch seinen zweiten Sohn ziemlich gut verport, denn die Schwester hatte freilich ihren Jünglingsglauben an ihrem Erben eingelegt.

Das Vermögen, das dann die alte Dame hinterlassen, war zwar nicht bedeutend; aber es gewährte doch dem Neffen, der die juristische Laufbahn eingeschlagen, ein behagliches Dasein. Welch frohe stilles Tage hatten die jungen Gelehrten an dem herrlichen Rheinflusse verlebt! Da war ihr Mann fast ebenso heiter und sorglos gewesen wie sie selbst. — Und gerade das unerwartete Glück, das ihnen plötzlich durch die Flucht des Bruders in den Schooß fiel, sollte den Sonnenstrahlen trüben, der bisher auf ihren Wegen geruht hatte.

Anfangs wußten die jungen Eheleute vielleicht nicht, als sie von den lachenden Ufern des Rheins in diesen einsamen, eben Wäldern der Niederlande versetzt worden, welche Wirkung diese Wälder veränderte Lebenslage auf sie ausüben würde.

Diese endlos scheinenden Kiefernreihen, die nur mit eben so endlos scheinenden Karstfelsen und Roggenfeldern abwechselten, stachen zu furchtbar ab von den rebenbedeckten, und ruinesamgestülpten Bergen, die jenen Strom umsäulten, der von je die Fremde und der Stolz aller Deutschen gewesen ist. — Dort in der Heimath wurde das Gemüth durch fröhliche, lustige Landschaftsbilder gehoben, während diese öde, wie im Lande vergrabene Gegend auf seine niederdrückend wirken mochte, deren Auge und Sinn an frische Farben und ein froheres Dasein gewöhnt waren.

Wo waren die heitern, fröhlichen Menschen, mit denen man bisher verkehrt, gelacht und gegestert hatte? Selbst die Dienstknecht und Arbeiter liefen hier alle so still und ernst um, als ob sie nur dem harten Joch der Arbeit das Laufen längst verloren hätten. Freilich gehörten die Bedienten der unglücklichen Dörfer und auch das Gefolge dornieher dem niedrigen Volkstamme an, der gern finster und verdrossen seines Weges geht und sich nicht immer von den Deutschen förmlich scheu-großlich fernhalten sucht, als habe er nicht verstanden, daß er von dem fremden Volkstamme unterjocht worden sei.

Auch mit den Gutsknechten ließ sich kein angenehmer Verkehr anbahnen. Zwei davon waren reich gewordene Bauern, die noch dazu sehr abgeschlossenen und querköpfigen, und der dritte Nachbar, Graf Brebow, legte zu offen und rücksichtslos seinen Groll gegen den Mörder und dessen Angehörige, den Tag, als daß eine Verlobung der beiden Familien möglich gewesen wäre.

Der Gegensatz zwischen dem geistigen, gemüthlichen Verkehr, den man am Rhein genossen und der Einsamkeit, die sie jetzt umgab, war zu groß und es legte sich über die Gemüther der beiden jungen Leute wie ein Nebelkleid.

Der Baronin blieben freilich noch ihre Kinder; in ihrem Besitz mußte sie jetzt all' ihre Glück und sie fand es auch — aber ihr guter Mann? — er hatte sich in ganz neue Verhältnisse hineinzuwickeln und anfangs mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen er keine Ahnung gehabt.

Der Baron hatte sich die Verwaltung eines großen Gutes doch leichter gedacht; er war sich bewußt, daß er nicht zu den Dummköpfen gehöre, und er hatte geglaubt, daß es ihm mit etwas reichlichem Wissen und Fleiß leicht gelingen werde, sich zu einem selbständigen Landwirthe auszubilden, wie er ein selbstständig Jurist geworden war. Ein eifriges Studium hatte er es nicht fehlen lassen und doch war er selbst mit seinem ruhigen, klaren Verstande zu der Einsicht gekommen, daß er, trotz aller Mühe und Anstrengung, es nicht vorwärts gebracht hätte. Die Ertragnisse des Majorats waren eher zurückgegangen, als daß sie eine Steigerung erfahren hätten. Waren diese Hoffschläge, die er zu verzeichnen hatte, Mangel an Glück? Mangel an Einkünften?

Er war über diesem vergeblichen Mühen und Ringen um unerwarteten Besitztümern geworden, der sich zu einem Dasein verurtheilt fühlte, das ihm täglich eine Menge Bedrücklichkeiten und kaum eine Annehmlichkeit bot.

Wohl hatte die Baronin in den ersten Jahren ihrer Anwesenheit in dieser ländlichen Gegend nach Möglichkeit versucht, den Gatten wieder heiteren Sinnes zu stimmen, ihm die Sorgenfallen von der Stirn zu weiden; aber ihre Bemühungen waren in der letzten Zeit immer weniger von Erfolg begleitet gewesen und zuletzt gab sie dieselben auf. Sie betrachtete vollkommen, daß ihr guter Mann nicht mehr heiter sein konnte, daß er im Kampfe mit der gegenwärtigen Allgütigkeit das Leben verlernen hätte und in ihr wurde es auch allmählich stiller. Zwar schwand nicht der Sonnenchein aus ihrem Herzen, doch die Stunden, in denen sie noch ihre rheinische Seiterkeit und

Lebenslust wiederfand, wurden immer feltener.

Erst in der neuesten Zeit hatte sich ein reicher Bankier aus Berlin in der Nachbarhaft angekauft und mit diesen Leuten war ein selbstlich angenehmer Verkehr möglich geworden. Besonders Jrmgard hatte sich rasch mit dem in ihr älteren Tochter des Herrn von Solzbach befreundet.

Jetzt trat derjenige ins Zimmer, von dem Mutter und Tochter soeben gesprochen und ein Blick der Baronin in das finstere, müde Antlitz ihres Mannes sagte ihr schon, daß derselbe wieder etwas sehr Unangenehmes widerfahren sein müsse, er begann auch sogleich nach alter Gewohnheit sein Herz gegen die Gattin auszuschnitten. „Ach, hier wird man doch keines Lebens niemals froh,“ und der hager, hochgebauete Mann, der stets ein wenig gebückt ging, als laße beständig ein schwerer Druck auf ihm, stieß nach diesen Worten einen tiefen Seufzer aus. Selbst seine früher langvolle Stimme, seine fröhliche, lebhafte Sprechweise war hier verloren gegangen und die Worte kamen schleppend und dennoch scharf, beinahe narrennd über die Lippen, wie dies gewöhnlich bei Menschen geschieht, deren Dasein von Verdrüßlichkeiten aller Art bekränzt wird.

„Was ist geschehen?“ fragten Mutter und Tochter fast zu gleicher Zeit. „Denn, ich habe den Leuten ausdrücklich befohlen, sich in den Bäumen nicht so hoch hinaufzuwagen, denn es sei ja gar nicht möglich und nun ist doch der Christoph heruntergefallen.“

„St er schwer verletzt?“

„Das wohl nicht; aber das Bein ist gebrochen, und ein solches Unglück muß nur passieren, damit uns der morgige Tag verborgen wird, auf den wir uns alle schon so unendlich gefreut haben. Nun, das weiß ich schon, wenn ich mich auf etwas freue, dann ist irgend ein Unheil gewiß nicht weit,“ und um die Leinen, welche die Lippen des Barons zuckte ein bitteres, müdes Lächeln, während seine von einer Welle bedeckten Augen mühsam durch die Finsternis sahen.

„Ach, lieb Vaterchen,“ so stollte du doch nicht immer denken,“ begann sogleich die Tochter, sie legte liebevoll die Arme um seinen Nacken, und ihm jählich in das unbedrückte Antlitz blickend, sagte sie hinzu: „Nimm dir doch die Sache nicht so zu Herzen, ein Beinbruch ist nicht so schlimm und wird schon wieder völlig geheilt werden. Und warum sollten wir uns den morgigen Tag trüben lassen? Haben wir nicht das Unglück verstanden? Das hat sich doch der Mensch selbst zuzuschreiben.“

„Ja, das sag' ich mir wohl auch,“ entgegnete der Vater; indem er sich sanft wieder von den Armen der Tochter frei machte und ihr jählich über das blonde Haar strich, fuhr er mit einer Stirn fort, die noch immer unwohl blieb: „Das ist mir heut, am Vorabend, geschehen; aber geht ab, es kommt noch etwas viel Schlimmeres, mir abnt es.“

Jetzt künnete eine sehr sauber gekleidete, etwas wohlbeleibte, ältere Frau herein; ihr ediges und doch nicht ganz ungeschönes Gesicht war purpurroth und sie begann sogleich: „Verzeihen Sie, Frau Baronin, Herr Baron, aber das ist doch zu arg! Denken Sie, die Stina, dieses schreckliche Gespenst, hat den herrlichen Tafellaufschlag vom Tisch geworfen, das schöne Krystall! Es liegt alle in Scherben und dabei grinst das nichtswürdige Geschöpf noch vor sich hin, als hätte sie wer weiß was Süßes zu Stande gebracht.“

„Sieht du, lieber Bernhard, da geht deine Ahnung schon in Erfüllung,“ wandte sich die Baronin zu ihrem Gatten und ein Lächeln des Schmerzes blühte, seinen Hals; hoffte sie doch durch ihre überhäufte Bemerkung seine Bestürzungen für den kommenden Tag am ehesten damit zu verdrängen.

„Ach, der schöne Tafellaufschlag!“ sagte der Baron bebauernd. „Die Stina, das ist schon ein Bad!“ fügte er sehr verdrießlich hinzu. Früher würde er einen solchen Unfall mit derselben vornehmen Ruhe hingegenommen haben, wie seine Gattin.

Die brave Wirtschaftlerin dagegen war sehr erfreut, daß sie wenigstens bei dem Herrn Baron für ihren furchtbaren Unmuth über dieses von Stina angerichtete Unheil ein Verstandnis fand, und mit jener Lebhaftigkeit, die sie noch aus ihrer rheinischen Heimath mitgebracht hatte, rief sie sogleich: „Ja, da haben Sie recht, Herr Baron! Das ist ein nichtswürdiges Bad, diese Stina und ich bin überzeugt, daß sie zur Löwin werden können, die ihr Jüngstes vertheidigt, wie sie doch in jedem Augenblick bereit gewesen, ihr Leben für ihn einzusetzen, wie sie dies mehr als einmal bewiesen.“

Als die Wirtschaftlerin bemerkte konnte, daß ihr erneuter Versuch, über das schuldige Haupt Stinas sofort ein strafendes Ungeheuer heraufzubeschreiben, seinen Erfolg hatte und selbst der Baron schloß, zog sie sich mit heimlichem Groll rasch zurück, denn heute galt es ohnehin, sich zu tummeln und überall nach dem Reden zu sehen, es war kein Augenblick zu verlieren, wenn morgen alles am Schmirkel gehen sollte. Erst als die alte Käthe sich entfernt hatte, begann der Baron in seiner mißthätigen, beinahe topfährlichen Weise: „Was wird noch alles kommen, um uns den morgigen Festtag zu trüben!“ und er flarrte mit den müden, halb eingeklemmten Augen hinter vor sich hin.

auch; denn was ich mich schon mit dieser nichtsinnigen Rede hab' herumärgeren müssen, das weiß der Himmel!“ stümmte die Wirtschaftlerin ihrem Herrn sogleich lebhaft zu, und sie erhob dabei wie verzweifelt die Hände.

„Ja, liebe Käthe, das wissen wir alle,“ befähigte die Baronin, dann wie beschwichtigend die schmale, feine Hand auf die breite Schulter der Stina legend, sagte sie hinzu: „Hab' nur heut und morgen ein bißchen Geduld mit den Leuten und ich hoffe, es wird alles gut gehen.“

Und diese Stimm soll den kostbaren Auftrag zurücknehmen können, ohne daß sie fortgesetzt wird?“ rief die Wirtschaftlerin ganz verzweifelt aus. „Na, da richtet sie morgen noch viel mehr Unheil an, da seh' ich nicht mit hin!“ und auf ihrem vollen, gerötheten Antlitz prägte sich deutlich der Unwille aus, den sie über die übertriebene Milde ihrer Herrin empfand. Ihre Sprache, ihr ganzes Auftreten bewies, daß sie schon viele Jahre in den Diensten ihrer jetzigen Herrschaft stehen mußte und sich schon etwas herausnehmen durfte, wurde sie doch längst wie zur Familie gerechnet, denn der Baron konnte wie die Seinen wußten, was sie an der alten Käthe besaß. Sie war als Amme des Erbprinzen vor mehr als fünfzig Jahren in das Haus des damaligen Erbprinzen gekommen und hatte bald so viele treffliche Eigenschaften geerbt, daß sich die Baronin niemals mehr von dieser braven Frau trennen mochte, obwohl sie im Laufe der Zeit gewisse Herrschsuchtsgefühle entfaltete, die manche Herrin gar nicht, oder nur schwer ertragen hätte. Die Baronin sah über die unangenehmen Seiten der alten Käthe freilich lächelnd hinweg und hielt sich an die großen Vorzüge der vortrefflichen Frau, die unverwundbar waren. War sie doch ihr und den Jüngeren bald erhaben und treu wie Gold; dabei rathlos thätig und was hier in dieser Gegend besonders zu schätzen war, von peinlichster Sauberkeit; sie hatte den Sinn dafür aus der Heimath mitgebracht und ihr tapfer bewahrt, obwohl es ihr an diesem neuen Orte die hartnäckigen und schmerzhaften Kämpfe gekostet, bis sie dies „malpropre Volk“, wie sie es nannte, ein wenig zur Ordnung gebracht hatte.

Käthe Ballau war die Frau eines Handwerkers; zu der Zeit, als die Baronin ihrem ersten Knaben das Leben geschenkt, war der arme Frau ihr eben erst geborenes Kind gestorben, und da ihr Mann, durch Krankheit verhindert, sehr wenig verdienen konnte, so hatte sie sich gern entschlossen, als Amme in das Haus der Baronin zu treten; sie brauchte für den Verlust, den sie eben erlitten, einen Ersatz und wirklich bewies sie für das Kind, das sie an ihrer Brust hielt, die ganze Zärtlichkeit und Liebe einer Mutter. Die jungen Gatten mußten sich sagen, daß es unmöglich gewesen wäre, das Leben ihres Anruf in bessere und treuere Hände zu legen. Käthe schien ganz vergessen zu haben, daß es nicht ihr eigenes Kind war, um das sie Tag und Nacht forale und das sie wie einen Augapfel hütete. Bei der geringsten Erkrankung des Kleinen wich sie nicht von seinem Lager, und sein Opfer, seine Anstrengung war ihr zu groß, wenn es das Wohl und Wehe der ihr anvertrauten Kleinen galt. Nach schweren langen Leiden starb der Mann Käthes, und nun verließ sie selbst dann nicht das Haus des Barons, als der Kleine nicht mehr eine Amme bedurfte. Sie hätte sich auch von ihrem Liebsten gar nicht trennen können und wäre geblieben, gleichviel in welcher Stellung; wenn nicht schon die Pflicht der Dankbarkeit das junge Ehepaar an diese vortreffliche Frau gefesselt hätte, so würden ihre anderen sehr schätzenswerthen Eigenschaften hinreicht haben, sie festzuhalten. Käthe war in allen häuslichen Arbeiten erfahren, sie besaß einen lebhaften Sinn für peinlichste Reinlichkeit, und bedürfte sich zuletzt auch als Köchin. Unbedenklich war sie dann auch ihrer Herrschaft in die Ferne gefolgt; — es würde ihr das Leben gekostet haben, Anruf nicht mehr zu sehen, an dem sie noch immer mit gerader Lebensfähigkeit Jährlinglichkeit hing. Wohl bewies sie für die ganze Familie des Barons die rührende Treue eines Hundes, der zu wachen und zu schützen sucht, so weit nur seine Kräfte reichen, aber sobald es sich um einen Liebling, ihren einzigen Anruf handelte, dann hätte sie zur Löwin werden können, die ihr Jüngstes vertheidigt, wie sie doch in jedem Augenblick bereit gewesen, ihr Leben für ihn einzusetzen, wie sie dies mehr als einmal bewiesen.

Als die Wirtschaftlerin bemerkte konnte, daß ihr erneuter Versuch, über das schuldige Haupt Stinas sofort ein strafendes Ungeheuer heraufzubeschreiben, seinen Erfolg hatte und selbst der Baron schloß, zog sie sich mit heimlichem Groll rasch zurück, denn heute galt es ohnehin, sich zu tummeln und überall nach dem Reden zu sehen, es war kein Augenblick zu verlieren, wenn morgen alles am Schmirkel gehen sollte. Erst als die alte Käthe sich entfernt hatte, begann der Baron in seiner mißthätigen, beinahe topfährlichen Weise: „Was wird noch alles kommen, um uns den morgigen Festtag zu trüben!“ und er flarrte mit den müden, halb eingeklemmten Augen hinter vor sich hin.

„Lieber Bernhard, warum willst du gerade jetzt nicht mehr glückliche Tage erschaffen, wo uns der Himmel so überaus gnädig war?“ rief die Baronin lebhaft und mit einer Stimme aus, die noch immer einen großen Wohlklang hatte. „Die wenigen Familien wird jetzt ein solcher Festtag beschreiben

sein, wie wir ihn morgen feiern werden. Unsere Söhne kommen heil und gesund zurück und unsere Jrmgard —“ sie sah dabei zärtlich auf ihre Tochter, konnte aber nicht weiter sprechen, denn diese warf sich jetzt in ihre Arme und saate mit einem seligen Sädeln: „Ja, du hast recht, Mutter. Es wäre undantbar von uns, wenn wir nicht unendlich glücklich sein wollten!“ und sie blühte bei diesen Worten in das noch immer unbedrückte Antlitz ihres Vaters, als wolle sie denselben auffordern, sich ebenfalls dieser Glückseligkeit ohne Rückhalt zu überlassen. Der freundliche Zuspruch seiner Frau, noch mehr der freudestrahlende Blick seiner Tochter schienen auf den Baron nicht ohne Wirkung zu bleiben; die sorgenvollen, finsternen Züge hellten sich auf und indem er zu lächeln verfuhrte, was ihm freilich kaum gelang, sagte er zum letzten: „Es ist wahr, wir hätten alle Ursache, uns glücklich zu fühlen.“

„Dann wollen wir's auch sein, lieber Vater!“ rief Jrmgard aus. „Mich wollten ebenfalls heut bange Nachdenken beschleiden; aber die Mutter hat ganz recht, die Furcht vor einem großen Glück ist tödlich, dann würden wir ja niemals fest aufstehen! Meinst du das nicht auch?“ und jetzt lehnte sich die Tochter zärtlich an die Brust ihres Vaters und schaute selig lächelnd in sein sorgendurchdrungenes Antlitz.

Die Augen des Barons wurden feucht; er schlang die Arme um sein geliebtes Kind und sagte tief bewegt: „Wächst du all das Glück finden, das du hoffst,“ und ein leiser Seufzer hob seine Brust; er hatte nun einmal verlernt, sorglos in die Zukunft zu schauen und selbst das künftige Schicksal seiner Tochter sah er nicht im rosenfarbigen Lichte. Der Graf hatte ja nur widerstrebend seine Einwilligung zu diesem Vergangenen gegeben und ein künftiges Zusammensein mit diesem harten, von Vorurtheilen besessenen Manne war gewiß für ihn ein weiches, sein organisirtes Kind keine leichte Aufgabe. Jrmgard wollte etwas erwidern, da wurde plötzlich die Thür aufgerissen und ein hochgewachsener Mann in hellen Reifeln trat herein, der jedoch auf der Schwelche stehen blieb und trotzdem bereits eine leichte Dämmerung im Gemach herrschte, mit seinen scharfen, unruhigen Augen die Gruppe zu mustern suchte, die sich ihm bot, dann erst öffnete er die von einem starken, halbergrauten Bart umschatteten Lippen und rief lachend aus: „Man wollte mich erst bei euch anmelden; aber ich sage, das sei durchaus nicht möglich. Ich durfte mich doch bei Freude nicht verberben lassen; denn nicht wahr, ich habe euch überbracht!“ und während ein noch kräftigeres Lachen seinen Worten folgte, schritt er auf Vater und Tochter zu, die ihm zunächst standen. „Heinrich, du bist es wirklich!“

„Ich erkenne dich an der Stimme wieder!“ rief Baron Ehrenfels, und er eilte mit ausgetretenen Armen auf den Fremden zu. Jrmgard hatte sich bei dem unerwarteten Eintritt des Mannes erschrocken von der Brust ihres Vaters losgelöst und blickte verwirrt auf den Besucher.

Jetzt erhob sich auch die Baronin, sie stämpfte die furchtbare Bestürzung, die sich ihrer beim Anruf ihres Gatten bemächtigt hatte, gleichsam nieder, um nun ebenfalls ihren Schwager zu begrüßen; denn kein Zweifel er war es wirklich — auch sie erkannte ihn jetzt wieder, trotzdem er sich in der langen Zeit der Entfernung sehr verändert hatte.

„Wer anders sollte es sein, als Wankrant?“ und er blickte mit einer gewaltigen Heftigkeit auf den Fremden aus, der er so ganz die faagere Gestalt des alten Baronens in das magere, sorgenvolle Majorats Herrn an seine breite Brust: „Die großartige Lebenskraft, auf die ich mich so gelehrt hab', ist mir also doch geblieben! Aber wie sieht du aus, Junge? Ganz elend! Bist du durch die Unthätigkeit seines Bruders, das freilich jetzt ein freudiger Schwimmer ein wenig lebte.“

„Krant nicht gerade und doch auch nicht so gesund, wie ich es wünschen möchte,“ war die Antwort des Barons. „Das hör' ich nicht gern. Hoffentlich geht es dir besser,“ mit diesen Worten wandte sich der Antommiling zu seiner Schwägerin und ergriff ihre Hand, die sie ihm gereicht hatte. „Nicht wahr, ich hab' euch gründlich überbracht?“ sagte er fragend hinzu, er blickte mit seinen unruhig hin- und herladenden Augen in das feine Antlitz der Baronin. Die Vorstellung, ob ihm dies auch im vollsten Maße geglückt sei, schien ihm vorläufig ganz allein zu erfüllen.

„Wie sehr, kannst du dir wohl denken,“ antwortete sie, es gelang ihr auch wirklich, ein freundliches Lächeln zu zeigen, während ihre Seele über das plötzliche, ganz unerwartete Auftreten ihres Schwagers eine große Besorgnis befiel, die sie vergeblich zu bekämpfen suchte. Welche Bewunderung mußte sein Ersehen im Gesichte haben. Und wie würde besondern Graf Brebow dies Ereignis aufnehmen? Drohte damit nicht die Vergangenheit wieder ihr finstere Haupt zu erheben, den Frieden und das Glück zu vernichten, all' diese kostbaren Güter, die endlich erlangt worden?

„Ach, und da ist er Kleinf, das freilich, das damals noch gar nicht da war, als ich euch lebend wohl sagte,“ mit diesen Worten wandte sich jetzt der plötzlich Eingeklopft zu Jrmgard, die in sprachloser Verzerrung auf dem fremden schaute und es noch immer nicht fassen konnte, daß er der nach Amerika entflohenen und dort längst verheirateten Oheim sein sollte.

„Ach, und da ist er Kleinf, das freilich, das damals noch gar nicht da war, als ich euch lebend wohl sagte,“ mit diesen Worten wandte sich jetzt der plötzlich Eingeklopft zu Jrmgard, die in sprachloser Verzerrung auf dem fremden schaute und es noch immer nicht fassen konnte, daß er der nach Amerika entflohenen und dort längst verheirateten Oheim sein sollte.

„Ach, und da ist er Kleinf, das freilich, das damals noch gar nicht da war, als ich euch lebend wohl sagte,“ mit diesen Worten wandte sich jetzt der plötzlich Eingeklopft zu Jrmgard, die in sprachloser Verzerrung auf dem fremden schaute und es noch immer nicht fassen konnte, daß er der nach Amerika entflohenen und dort längst verheirateten Oheim sein sollte.

Für die Küche.

Kastanien (Chestnuts) mit Schlagsahne. Man bereitet Kastanien von der harten Schale, ohne den Kern zu verletzen. Die feine braune Schale wird nach Ueberlegen mit heißem Wasser abgezogen und die Kastanien in Wasser weich gedocht. Nach warm, rührt man dieselben durch einen Durchschlag, so daß sie wie kleine Nudeln erscheinen. Kurz vor dem Anrichten wird schone, steife Schlagsahne mit Zucker und Vanille gewürzt, bergartig auf runder Schüssel aufgetragen, während die durchgeschlagenen Kastanien als Kranz herum gelegt werden.

Kartoffeln mit Fleischbrühe. Die geschälten, in Viertel geschnittenen Kartoffeln gibt man in einen Kochtopf, in welchem man Butter oder Kochfett mit etwas Mehl gebreitet hat, füllt fette Fleischbrühe dazu und würt mit Petersilie und Muskatnuß. Bei diesem Gericht muß man vorsichtig sein, daß es nicht anbrenne.

Grüner oder brauner Winterkohl. Derselbe wird von den Rippen gestreift und richtig gewaschen. Dann läßt man Fett mit etwas gerösteten Zwiebeln, etwas Zucker und Salz aufkochen, thut den geschnittenen Kohl dazu und treut etwas Habergrübe oder Reis dazumischen. Fest zugedeckt, läßt man denselben weich kochen.

Krautbeef im Topfe zu braten auf englische Art. Man nimmt ein gutes Stück Rindfleisch, entfernt alles Fett und klopft es tüchtig. Dann schneidet man etwa 2 Pfund Rindfleisch in Würfel, läßt es in einem zum Fleische passenden Topfe unter fortwährendem Umrühren bräunlich werden, nimmt die Fettwürfel heraus, legt das mit Salz und Pfeffer eingeriebene Fleisch hinein und brät es ringsum braun, indem man es mit einem kleinen Pfännchen stets begießt. Nach einer halben Stunde wird der Braten herausgenommen, alles Fett abgeschöpft und die Sauce mit Bouillon oder Fleischbrühe zubereitet, wie es bei anderen Saucen geschieht.

Obstuchen ohne Hefe. Ein Ei wird tüchtig geschlagen, ein gebäuhertes Eißbutter, etwas Salz und Mehl genug, um ein Teig herzustellen, dann man ausrollen kann. Dem Mehl wird etwas Backpulver beigegeben. Der Teig darf nicht zu feil sein. Will man Kirchen auflegen, so werden dieselben einsteifen, mit zwei fein gerollenen Cradern vermischt, mit Zucker vermischt, ein geschlagenes Ei durchgerührt und nun die Mischung auf die Kuchen gestrichen. Man kann ebensowohl Blaubeeren, Pfirsiche, Pflaumen oder eine andere Obstsorte wählen.

Fleischgallerie für Magenkränke. Vier Kalbfüße, zwei Pfund Rindfleisch und ein altes Huhn werden mehrere Stunden in 2 Quart Wasser mit 15 Gramm Kochsalz gedocht und häufig abgeseiht. In den letzten Stunden des Kochens legt man noch einen kleinen Speck hinzu. Nachts wird man die Masse zum Erkalten hingestellt. Am folgenden Morgen schöpft man das Fett ab, füllt die Gallerie aus, läßt sie mit einigen Eiern weiß und läßt das Ganze kochen, bis sich größere Eimischungen ausgehoben. Dann wird sie durch eine vorher angefeuchtete Serviette filtrirt. Man kann zur Verbesserung des Geschmacks noch etwas Citronensaft hinzugeben.

Ochsenmausalat. Das Ochsenmaus wird tüchtig gewaschen und in Salzwaßer mit einem Kohlerblatt weich gedocht, was 4 bis 8 Stunden dauert; hierauf läßt man die Knochen heraus, püht es sauber zurecht, schneidet es in feine Scheiben, mischt Karren darunter und macht den Salat mit Essig, Oel, Pfeffer und Salz an. Einige Gewürze, ausgegärtete und gedachte Sardellen erhöhen noch den Wohlgeschmack des Salates.

Gebämpfte Ente mit weingeistigen Kränke. Eine starke, geschlagene Ente wird ausgenommen, sauber gemacht, in fodernde Butter gelegt und auf allen Seiten gebräunt. Dazu gießt man dünne Brühe oder Wasser, füllt das Glas, etwas Porree, grüne Petersilie, Sals und ein Straußchen Velleckie dazu (wenn man es liebt, auch etwas Muskatblüthe) und läßt auf gelindem Feuer gleichmäßig gar kochen. Unterdessen hat man 2 Pfund kleine weiße, sauber gewasene und heiß abgewasene Mören in Wasser weidgedocht und auf einem Durchschlag ablaufen lassen. In einer Kasserolle bräunt man ein Stückchen Butter, schüttet die Mören hinein, läßt sie unter fortwährendem Schütteln Farbe nehmen, thut sie dann zu der Ente und läßt Alles zusammen durchbrühen, schmeckt ab, schneidet die Ente in Stücke und richtet Alles zusammen an.

Serbisches Fleischkuttel. Man schneidet 14 Gramm Speck und vier Zwiebeln fein und giebt dies in eine Kasserolle, in der 14 Gramm Butter zerlassen sind, und läßt es hellgelb kochen. Dann fügt man vier Pfund weißlich gefärbtes Kalbfleisch hinzu, Salz und Paprika und läßt das Fleisch hellgelb kochen. Dann giebt man 1/2 Pfund gewaschenen Reis hinzu, füllt etwas Fleischbrühe auf, thut sechs Löffel voll gereinigten Parmesanfäse dazu, läßt Alles weich kochen und bestreut den Reis nach dem Anrichten nochmals mit Käse.

Indische Rindfleisch. Neh't Frisches, erahle mir noch, was Du heute Nacht geträumt hast! Ach, Papa, ich träumte: Du wärest mit mir spazieren gegangen und da wären wir an einen großen Fluß gekommen und da . . . Nun erzähle Du weiter, Papa, Du bist ja selbst dabei gewesen!

(Fortsetzung folgt.)